



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

1.

Briefe aus Brüssel.

Es giebt wohl wenig Städte in Europa, wo die Gesellschaft so viele Factoren zählt, als hier. Ich habe Städte gesehen, welche 3, 4, 8 Mal so viel Einwohner zählen als Brüssel, und in welchen das Leben einen bei weitem einheitlicheren Charakter trägt. Paris, London, Neapel zählen gewiß mehr Fremde als Brüssel; aber sie verlieren sich in den weiten Falten der Gesammtheit: es bleibt immer eine englische, eine französische, eine italienische Stadt. Dies ist keineswegs der Fall mit Brüssel. Wenn man sonst den Charakter eines Landes in der Hauptstadt am leichtesten studiren kann, so ist es hier gerade umgekehrt: nirgends lernt man Belgien weniger kennen, als in Brüssel selbst. In einer einzigen Beziehung kann man die Stadt Brüssel als die Repräsentantin Belgiens gelten lassen, insoweit nämlich Belgien ein Grenzland ist und als solches die gemischtesten Elemente von Bevölkerung vereint. Dies spiegelt sich in der Hauptstadt bis zum Uebermaße ab: es finden sich hier keine fünf Häuser neben einander, in welchen die Bewohner ein und derselben Nation angehörten. Das eine Haus ist von einem Flämänder bewohnt, das andere von einem Wallonen, das dritte von einem Deutschen, das vierte von einem Engländer, das fünfte von einem Holländer und das sechste, siebente und achte von Franzosen. Brüssel, das zur Zeit der holländischen Regierung an 78,000 Einwohner zählt, hat jetzt mit Inbegriff seiner Vorstädte eine Bevölkerung von 130,000 Seelen. Diesen Zuwachs bilden meist die Fremden, die sich seit 1830 hier niedergelassen. Der lange Frieden hat allerdings fast jede größere Stadt Europas mit neuen Bauten und Vergrößerungen beschenkt, doch nirgends in so hohem Grade wie

hier; nicht nur, daß in dem ganzen Umkreise der Stadt ganze Straßenreihen neu angelegt werden: der Speculationsgeist, die Industrie, die großen Capitalisten haben hier noch die Ausführung einer eigenthümlichen Idee übernommen, welche in Deutschland unerhört und beispielloos ist. Zwei Gesellschaften bauen auf ihre Kosten zwei neue Vorstädte, das Quartier Leopold und das Quartier Louise. Die erstere dieser beiden Vorstädte baut die Société générale pour favoriser l'industrie nationale: diese Gesellschaft hat einen großen Kreis von Terrains im Osten der Stadt dicht vor dem Thore angekauft, um letztere an einzelne Baulustige wieder zu verkaufen. Um dieser neu zu konstruirenden Stadt eine gewisse Bevölkerung zu sichern, hat die Gesellschaft nicht nur selbst eine Reihe von Häusern gebaut, sondern sie hat auch öffentliche Gebäude aufzuführen lassen, wie sie nur eine vollständig organisirte große Stadt besitzt, hienunter namentlich eine großartige, prachtvoll im herrlichsten Style angelegte Kirche, welche vor Kurzem von dem Cardinal Erzbischof von Mecheln in eigener Person eingeweiht wurde. Diese Art von Speculation hat für den Fremden etwas Unheimliches und Ahnungsvolles: es wird einem in der That ganz absonderlich zu Muth, wenn man plötzlich in eine andere Stadt verlegt wird, mit Häusern, Kirche, Markt, deren Fenster im Sonnenschein glitzern, deren weiße Mauern den Blick blenden, die aber ganz leer steht, in deren Innern noch kein Mensch sich regt und die ganz der Zukunft noch angehört, wie eine neue Wiege, oder vielleicht auch wie ein neuer Sarg. Diese lecke Sicherheit, mit welcher man auf das Morgen rechnet, erscheint fast frevelhaft und man zittert, ob nicht das boshafte Schicksal, ergrimmt über den Eingriff und die Anmaßung der Menschen, ihnen einen bösen Strich durch die Rechnung ziehen und das so tief sinnig Combinirte durch einen einzigen Unglücksstreich in seiner Entwicklung hemmen und zerstören wird. Ein einziger Hauch des Krieges, eine einzige Wolke am politischen Himmel, — und all diese schönen Häuser blieben wie ein ausgeklafenes Ei, wie ein unverschüttetes Pompeji, öde und leer. Und bedenken denn diese Männer, die so große Capitalien in solchen Unternehmungen wagen, nicht den Fall eines Krieges und die damit verbundenen Folgen? Wohl; aber diese Herren raisonniren folgendergestalt: Ein Krieg in Europa kann bei dem jetzigen Zustande der Artilleriekunst unmöglich lange dauern, namentlich auf einem Boden wie Belgien, wo die Transportwege die feindlichen Massen so rasch gegen einander führen, daß die Entscheidung des Waffenglücks in einigen Wochen, ja vielleicht in wenigen Tagen erfolgen muß. Wie dieses sich auch wende, immer wird Brüssel die Brücke des europäischen Verkehrs zwischen England, Frankreich und Deutschland bleiben. Die fremden Ansiedler, welche

das üppige, wohlfeile, bequeme und freie Leben Belgiens herbeilockt, werden auch in Zukunft nicht fehlen. Bedenkt man, daß die Fahrt von London nach Brüssel in nur zwölf Stunden und für die geringe Summe von vier Thalern zurückgelegt werden kann, daß man von Cöln hierher kaum so viel bedarf und von Paris hierher nur das Doppelte braucht — natürlich überall die wohlfeilste Reiseart angenommen — so wird man leicht begreifen, wie so dieser Zuwachs an Fremden mit jedem Tage sich vermehrt und worauf das Vertrauen der Spekulanten begründet ist. — Man kann im Ganzen annehmen, daß nur die kleinere Hälfte der Einwohner Brüssels aus eigentlichen Brabantern besteht; die andere, bei weitem größere Hälfte besteht aus flandrischen und wallonischen Belgiern, und aus den Fremden, unter welchen man ungefähr 20,000 Franzosen annimmt, 10,000 Deutsche, 4—5000 Engländer und ein kleines Häuflein Holländer, welche aus langer Gewohnheit oder aus Geschäftsnöthigung nach der Revolution hier zurückgeblieben sind. Die verschiedenen Lebensweisen, die sich durch die Verschiedenheit der nationalen Neigungen herausstellen, geben Brüssel seine Mannichfaltigkeit. Der Brabanter, wie überhaupt der Flämänder zeichnet sich durch einen besondern Geist der Gleichheit aus, der in den belgischen Provinzen weit älter ist, als der Begriff der egalité, den die französische Revolution geschaffen. Die Macht der Städte und Zünfte, welche diesen Provinzen ihren alten Reichthum brachte, gab dem Bürger ein Bewußtsein seiner Würde, welche der Adel achten mußte: die Eifersucht zwischen Adel und Bürgerschaft in der Blüthezeit der deutschen Städte und welche so oft den Ruin derselben herbeigeführt, kam hier aus dem wichtigen Grunde nicht zur gefährlichen Entwicklung, weil die belgischen Provinzen oft unter fremder Herrschaft standen, gegen welche die städtische, wie die aristokratische Macht sich brüderlich verbinden mußten, um ihre Privilegien aufrecht zu erhalten. Dieses gegenseitige Verhältniß hatte sich durch die Zeit so tief eingewurzelt, daß noch heute, wo doch der Adel als politische Körperschaft hier keinen Bestand mehr hat, wo er alle Lasten und Pflichten in Bezug auf Steuer, Militärdienst zc. ganz gleich mit dem Bürger tragen muß und durch seine Geburt zu keinem Vorzug berechtigt ist, er dennoch social noch immer einer großen Hochachtung und Popularität genießt, die er sich wohl hütet, durch Stolz und Abgeschlossenheit zu verspielen. In den ersten Jahren nach dem Ausbruche der Revolution, als die Bürger — und leider auch die Pöbelmacht eine der Aristokratie gefährliche Stellung gewann, zogen sich einige der bedeutendsten Häupter von der gesellschaftlichen Bühne zurück. Es geschah dies bei weitem weniger aus Anhänglichkeit für das oranische Haus, als aus Furcht vor pöbelhaften Uebergreifen und der

Ungewißheit der neuen Stellung. Der Herzog von Aremberg lebte auf diese Weise mit seiner Familie durch 10 Jahre in der strengsten Zurückgezogenheit und erst im vorletzten Winter öffnete er zum ersten Male seine Salons der größeren Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist trotz aller ihrer hocharistokratischen Elemente doch bei weitem nicht so exclusiv, wie die der alten Aristokratie in der Faubourg St. Germain. Die Salons des Herzogs von Aremberg, des Prince de Ligne, des Herzogs von Ursel, des Marquis von Trésigny, des Herzogs von Beaufort u. s. w. sind zwar wie natürlich der Mittelpunkt des alten, einheimischen und fremden Adels und es ist sogar hier bei weitem schwerer Zutritt zu erhalten, als zu den Bällen und Soireen des Hofes; dennoch tragen diese Gesellschaften nicht den Charakter jener hochmüthigen Abgeschlossenheit, der unsern lieben deutschen Adels-Zusammenkünften eigen ist. Man findet hier nicht nur den männlichen Theil der bürgerlichen Comités, sondern auch ihre Damen; Etwas, das in Deutschland, bei den halbliberalen Aristokraten, welche Künstler, Gelehrte u. in ihren Salons empfangen, nie der Fall ist. Andererseits verschmäht der hiesige Adel nicht nur das Haus des Bürgerlichen nicht, sondern auch nicht einmal seine öffentlichen, bisweilen sogar seine ordinären Vereinigungspunkte zu besuchen. Weit wichtiger für das Nationalleben ist übrigens der Geist der Gleichheit unter der Bürgerklasse selbst. Die lächerliche Vornehmheit, mit welcher in Deutschland die militairische, bureaucratistische und finanzielle Welt von den übrigen Klassen sich abscheidet, kennt man hier kaum dem Namen nach. In den Cafés und Estaminets findet man den höheren Militair- und Civilbeamten, den reichen Kaufmann und Industriellen in vollständiger Vertraulichkeit an demselben Tische sitzen, an welchem der ehrsame Tischlermeister in seiner Blouse sitzt. Die kurze, weiße, thönerne Tabakspfeife und das längliche Bierglas, welches einen Hauptbestandtheil der Teniers'schen Gemälde bildet, spielen noch heute dieselbe Rolle, wie zu den Zeiten Albert's und Isabella's. In der Kirche, auf dem Stadthause und in dem Estaminet sind alle Belgier einander gleich: es sind dies die drei Hauptgebäude, aus welchen alle Bewegungen und Nationaläußerungen dieses Volkes hervorgegangen sind. Des Morgens die Kirche, des Mittags das Stadthaus, des Abends das Estaminet: das sind die drei Lebenspunkte, deren verschiedene Zusammensetzung die ganze Geschichte dieses Volkes hervorgebracht hat. Der Priester, der Schöffe, der Journalist finden da ihr Feld, ihre Tribüne. Zur Zeit, als der gedruckte Journalismus noch nicht existirte, wurde er im Estaminet mündlich betrieben: hier predigten die Wandnootisten und Wandernootisten während der Zeit der Brabanter Revolution gegen Oesterreich; hier wurden an jedem

Abend die Angriffe gegen die holländischen Truppen im Jahre 1830 geordnet. Hier versammeln sich noch in diesem Augenblicke die Wahlcomités in geschlossenen und offenen Gesellschaften. Diese Estaminets sind so zahlreich und von solcher politischen Bedeutung, daß um das Rathhaus herum mehr als vierzig derselben gezählt werden, von denen einige wie z. B. das Maison des Brasseurs über 500 Menschen an jedem Abend in dem Saale zu ebener Erde vereinigen, während anderswo, wie z. B. im obern Stock des erwähnten Estaminets, ein abgeschlossener Saal sich befindet, in welchem ein Theil der Liberalen seine Versammlungen hält. Hier hält der Volksgeist offene Tafel und den Regierenden wird es leicht, seinen Willen und seine Neigungen kennen zu lernen. Ich komme ausführlicher hierauf zurück. R.

2.

A u s L e i p z i g.

Alte Weiber. — Der Sohn der Wilbnis. — Gupkow's Werner. — Italienische Oper. — Einrichtungen. — Eisenbahnen.

Bekanntlich war das Jahr 1842 längst von Kalendermachern und alten Weibern als ein unglückliches und ereignisvolles angemeldet worden. Die theilweise wunderbare Erfüllung dieser Weissagungen könnte Einen wirklich bekehren; und es ist daher kein Wunder, wenn viele Staatsmänner im Norden und Süden alte Weiber werden und ihre Bekehrung zu allerhand altem Glauben und Aberglauben durch politische und religiöse Anachronismen bethätigen wollen, die sie „organisch-historisch-christlich-germanisch-indischen“ Fortschritt nennen *). Merkwürdiger Weise bestehen die Projecte dieser historisch-organischen Partei aus lauter unorganischem, gemachtem Zeug, das sich nicht halten kann; und es offenbart sich immer mehr, daß eben das, wozu die Zeit drängt, das natürlich werdende und Historische ist. Dinge, die sich von selbst verstehen; aber das Einfachste und Vernünftigste wollen gewisse Köpfe nie anerkennen, weil es zu verständlich und dem Volksverstand zugänglich ist. Die Zumuthungen dieser Leute kommen mir vor, als wollte mir Jemand einreden, ich habe kein historisches Recht, schon jetzt auf die Welt gekommen zu sein, indem zwischen mei-

*) Wir wissen selbst den natürlichen, historischen Fortschritt sehr wohl von dem forcirten und illusorischen zu unterscheiden, aber man treibt gar zu großen Mißbrauch mit den Worten. Ann. v. G.

nem Großvater und meinem Vater noch eine Uebergangsperson fehle und ich — um einen irischen Bull zu machen — eigentlich der Urenkel und nicht der Enkel meines Großvaters sein sollte. Mit derselben Logik sagt man uns in's Gesicht, wir wären für unsere Zeit zu human, zu aufgeklärt, zu reif, das könne nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sein, und wir sollten daher noch einmal vergessen, was wir wissen, und werden, was wir gewesen sind. Doch lassen wir die Doctrinaire. — Das Jahr 1842 war bis jetzt sehr ereignißvoll. Abgesehen von den Welthändeln, bei denen Leipzig Zuschauer im ersten Rang ist — von den Feuersbrünsten und Erdbeben, Revolutionen und Verschwörungen — haben sich auch hier mannichfache Erscheinungen gezeigt, so daß mein Bericht nur ein kurzes, unvollständiges Resümé sein wird. Sie haben gewiß von den Erfolgen gehört, die Halm's „Sohn der Wildniß“ auf den meisten deutschen Bühnen hatte, obgleich die Kritik fast in ganz Deutschland den Stab über dieses Drama gebrochen hat. Ich glaube, die Kritik ist zu weit gegangen. Halm ist mehr als irgend ein östreichischer Poet Vertreter der modernen Wiener Bildung; von diesem Gesichtspunkt aus hat man den „Sohn der Wildniß“ zu betrachten. Es ist wahr, dieser Ingomar ist kein Sohn der Wildniß, so wenig wie Massilia eine griechische Pflanzstadt und Parthenia ein Ausdruck griechischer Cultur ist. Das Thun dieser Helden und Heldinnen steht im geraden Widerspruch mit ihren Reden. Ingomar ist ein Wiener Stutzer, der den Wilden spielt; denn ein wahrhafter Mann und Naturmensch würde selbst einer Iphigenia Ehrfurcht einflößen, wo sie ihn nicht lieben kann, keinesfalls aber mit sich spielen lassen, ihr wie ein Galanthom sich zu Füßen setzen und — ich möchte sagen — Hut und Shawl halten. Parthenia ist ein liebes Wiener Pugmachermädchen, welches fleißig das Burgtheater besucht hat, und weiß, wie man sich einen Liebhaber erzieht. Die durchschnittliche Wiener Bildung verwechselt noch gern Liebe mit Galanterie, Cultur mit Artigkeit und hat überhaupt von vielen Dingen, z. B. von Naturfreiheit, Heldenthum u. s. w. gerade solche Vorstellungen, wie ein Kind von den Herrlichkeiten, die es in seiner Silberfibel abgemalt sieht. Und doch möchte man so gern auch einmal frei, naturwüchsig, sturm- und drangvoll sein! Wie rührend ist nun das Bemühen, alle diese Begeisterungen, Leidenschaften und Tugenden, die man dem Namen nach kennt, aber nie in sich gefühlt hat, anzunehmen! Wie rührend diese Armuth, die sich durch äußerliches Anklammern an gewisse stereotype, gleichsam aus den Lehrbüchern zusammengeholte Phrasen helfen will! Myron erklärt dem Sohn der Wildniß die Civilisation: „Wir sind ein ackerbauend Volk!“ — Parthenia definiert dem Wilden, ich glaube nach Bouter-

weck's Aesthetik, was schön sei und daß das Schöne nicht zu nützen brauche. Ingomar selbst ist so hypernaiv, daß er nicht weiß, was ein Kranz ist. „Aus Liebe fein? Wie macht Ihr das?“ fragt er. Doch verräth sich bald darauf die Maskerade und er vergleicht die Liebe mit einem tiefen See, in dessen Grund er sich versenken möchte. Offenbar hat sich der Dichter hier einen falschen Begriff von dem Sohn eines Naturvolkes gemacht. Ich will nicht weiter gehen. Wie gesagt, es scheint mir fast, als wäre dies die Sprache, welche der Dichter reden mußte, um auf das Wiener Publikum Eindruck zu machen. Das Stück ist für Wiener oder Weiber geschrieben. Süß einschmeichelnd, gemüthlich und phantastisch ist die Diction; der technische Bau verräth einen Bühnenkenner und einzelne Scenen sind so effectvoll und wirklich schwinghaft, daß sie selbst den ernstern Zuschauer bewegen. Daraus und aus dem trefflichen Spiel der Mme. Rettich erkläre ich mir die außerordentlichen Erfolge des Stückes. Trotz oder vielleicht wegen der unwillkürlichen Komik, die das Stück bei der Aufführung entwickelt, sah man es hier mehrmals mit Vergnügen. Man nahm es auf wie einen gutmüthigen Wiener, den man lieb gewinnt, während man herzlich über ihn lachen muß. — In Berlin hat der Sohn der Wildniß sogar Furore gemacht, ein Beweis, daß zwischen Wien und Berlin eine größere Aehnlichkeit herrschen muß, als man zugeben will.

Und Gutzkow's „Werner?“ Rede mir Einer noch von der Theilnahme des Volkes, vom Aufschwung des Dramas! Neuere Verhältnisse sind es, die heutzutage das Glück einer dramatischen Dichtung machen. Gutzkow's Werner, obgleich mit allerhand alten Kogebue „Islandischen Elementen versezt, steht in mancher Hinsicht so hoch über dem Sohn der Wildniß, wie der Denker über dem gefühlvollen Declamator. Die Aufführung ging aber beinahe spurlos vorüber. Erstens war es dem Publikum nicht mehr neu genug, zweitens war es zu heiß, drittens ging man lieber in die italienische Oper. Der Bühnendichter dient heutzutage, wie das Bühneninstitut selber, der Gelegenheit und dem Vergnügen des Publikums im gewöhnlichsten Sinne des Wortes. Ich fürchte, daß Alles, was die Journale seit zwei oder drei Jahren über den Aufschwung des deutschen Dramas phantastirt und raisonnirt haben, lange noch zu den piis desiderii gehören wird. — Eine italienische Operngesellschaft aus Kopenhagen zieht jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Fremdartige der Erscheinung, (vor zwei Jahren waren zum letzten Mal italienische Sänger hier) das lebhafteste Spiel und die hübschen Gestalten locken das Publikum in das enge, fürchterlich schwüle Haus. Die sächssische Artigkeit wird von den Gästen gewiß überall gepriesen werden. Man

betäubt sie mit Beifallklatschen und Hervorrufen, als wollte man sie dadurch für die, wie es heißt, kargen Einnahmen entschädigen. Rossini's Barbier von Sevilla hat wieder seine ewige Jugend bewährt; Bellini's und Donizetti's Syrupsfüßigkeiten aber grimmen im Bauch. —

Ein anderes Schauspiel, unter freiem Himmel bei Gohlis aufgeführt, hat über fünf und zwanzig Tausend Menschen versammelt: die Hinrichtung eines zwanzigjährigen Unholts, der seine schwangere Geliebte auf neufranzösisch romantische Weise umgebracht hatte. Nach der Messe verspricht man uns noch ein solches Schauspiel und zwar auf dem Leipziger Markte! Inzwischen aber ist wieder ein Mord vorgefallen; und es scheint fast, als ob mit den Hinrichtungen sich das Gellüste nach Blut unter den verlorenen Söhnen der menschlichen Gesellschaft steigerte. — Anfang kommenden Monats wird die Eisenbahn bis Altenburg eröffnet und Leipzig streckt seine eisernen Fühlhörner dann auch bald in's Baierland hinein. — Von Politik und Publicistik das nächste Mal.

Neueste Literatur.

I.

Die Münchener Jahrbücher für bildende Künste *).

Während das Cotta'sche Kunstblatt einen Redactionswechsel erlebt, welcher einen frischeren Aufschwung dieses Instituts erwarten läßt, treten andererseits Dr. Marggraff's Jahrbücher ihren 2ten Jahrgang in erweiterter Form an. Statt der Unregelmäßigkeit, mit welcher bisher die Lieferungen der Jahrbücher erschienen, werden sie von nun an in vierteljährigen Hefen ausgegeben. Sehen wir hierin den erfreulichen Beweis, daß dieses tüchtige und bedeutende Organ deutscher Kunstinteressen einen festen Fuß im Publikum gefaßt hat: sehen wir hierin das schöne Zeichen, daß, während Deutschland seiner politischen Großjährigkeit mit immer entschiedeneren Schritten entgegengeht, es auch auf dem Gebiete der Kunst das nachholt, was es in jahrelanger Apathie vernachlässigt hat. So wahr ist es, daß ein tiefer, stiller Zusammenhang zwischen dem Kunstleben und dem politischen Bewußtsein einer Nation existirt. Daß ein so ernstes Institut, wie die Münchener Jahrbücher, Wurzeln schlagen kann, spricht lauter für den Triumph, den die Kunst in Deutschland feiert, als der ganze Glitterenthusiasmus, mit dem der Haufe den Siegeswagen

*) Herausgegeben von Dr. N. Marggraff. Zweiter Jahrgang. München 1842. Mit artistischen Beilagen.

eines 10fingerigen Pianisten und einer 10beinigen Tänzerin zieht. Hören wir hierüber Marggraff selbst sprechen:

„Was die Stellung des Publikums der Kunst gegenüber betrifft, so erscheint sie in vielen Stücken anders, als sie es noch etwa vor 10 Jahren war. Allerdings können wir nicht leugnen, durch die Vielfältigung und Verbesserung der verschiedenen Anstalten zur Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung der Kunst, durch die zweckmäßige Ergänzung, Feststellung und Freigebung der öffentlichen Kunstsammlungen; durch die alle Kreise und Stände des Volks eng einschließenden, mit ihrer Wirksamkeit über größere und kleinere Ortschaften sich verbreitenden Kunstvereine und die von ihnen geförderten und veranlassenden Kunstausstellungen; durch die regsamere Thätigkeit im Gebiete der vielfältigsten Künste des Kupferstichs, des Holzschnitts und der Lithographie und die hieran sich knüpfende gesteigerte Unternehmungslust der Kunsthändler; endlich durch die zum Theil in Folge der erwähnten Verhältnisse herbeigeführte Vermehrung der Künstler und hierunter die entstehenden Kunstwerke selbst, hat sich die Liebe zur Kunst und der Sinn dafür in einem Maße aller Gemüther bemächtigt, daß wir berechtigt sind, sowohl in Bezug der Vermehrung als des künstlerischen Werthes der Productionen noch höhere Erfolge von der Zukunft zu erwarten.“

„Man drängt sich zur Theilnahme an den Kunstvereinen und unsere Zeit würde die Benennung des Zeitalters der Denkmäler nicht verdienen, wollte das Volk jetzt, wie in den beiden letzten Jahrhunderten, nur seinen Fürsten es überlassen, berühmten Männern Monumente zu errichten. Die früher unter Verschluß gehaltenen oder auf Wucher verliehenen Privatmittel verwendet man jetzt wieder lieber auf den Erwerb von Kunstgegenständen, mit deren beweglichem Schmuck man so brillant als möglich sein Local zu verzieren sucht, während Einzelne, schon in größerer Zahl, als früher, auch der monumentalen Malerei und Bildnerei Gelegenheit geben, bei der Errichtung neuer Wohngebäude und Landhäuser mit der Architektur in unmittelbare, gemeinsame Wirksamkeit zu treten.“

II.

Die deutschen Taschenbücher und die Weltgegenden von Chlodwig.

Die Literatur der deutschen Taschenbücher ist in letzterer Zeit auf eine bedeutende Apathie im Publikum gestoßen. Ihre nächste Bestimmung, als Neujahrsbeschenke oder sonstige Galanteriebezeugung auf die Stagère einer Dame

niebergelegt zu werden, hat mannichfache Nebenbuhler erhalten. Die deutsche Industrie hat tausend kleine Bijouterien erfunden, welche der galante Gemann, der zärtliche Liebhaber nur mit vielem Aufwande aus Paris herbeischaffen konnte. Die deutsche Artigkeit hat nun nicht mehr nöthig, in der monotonen Form eines Taschenbuchs „für Liebe und Freundschaft“ ihre Neujahrs- und Weihnachtsgrüße dem zarten Geschlechte zu übersenden. Andererseits haben die illustrierten Bücher in Quart und Großoctav die kleinen liliputanischen Schwärme aus ihren Niederlassungen verdrängt. So muß denn die fliegende Literatur der kleinen Novellen, Balladen und Sonnette einen andern Bienenkorb suchen, um ihren Honig, der leider oft allzufüß ist, zu bereiten. Die bei Meyer in Cottbus erscheinenden „Weltgegenden“ scheinen aus einem solchen Motiv hervorgegangen zu sein. Der Titel ist ungeschickt gewählt und steht zu dem Inhalt in gar keiner Beziehung. Allein es findet hier der nicht gewöhnliche Umstand statt, daß der Inhalt besser als der Titel ist. Die literarische Gesellschaft, die man hier trifft, ist eine gute: die meisten unserer besten Erzähler und einige achtbare Lyriker liefern das Material. Das letzte Heft, welches uns in die Hände gekommen, enthält werthvolle Beiträge von Wilibald Alexis und Robert Heller, eine humoristische Epistel von Adolph Peters, Schilderungen aus München von Heinrich Scheerer, Gedichte von Dingelstedt, Friedrich von Sallet und Richard Morning. Letzterer hat auch eine Charakteristik von Anastasius Grün geliefert, die werthvoller wäre, wenn sie kürzer sein möchte. Die bescheidene Aufgabe, „eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Schriftsteller Deutschlands zu liefern,“ erfüllte der Herausgeber auf eine ehrenvolle Weise: ob jedoch eine solche Aufgabe, die ohne alle Tendenz, ohne irgend einen bestimmten Literatur- und Culturzweck in's Auge zu fassen, die Materialien zufällig aneinanderreicht, an der Zeit ist? Ob ein Unternehmen, das mit nicht unbedeutendem Aufwand von materiellen Mitteln und mit so tüchtiger Unterstützung literarischer Capacitäten in's Leben gesetzt wird, nicht tiefere Spuren zu graben hätte? Dies ist eine Frage, die wir nicht zu Gunsten dieser literarischen Erscheinung beantworten können.

† †.

S c h l u ß.

Bisher haben wir gar oft über viele unserer deutschen politischen und diplomatischen Persönlichkeiten die besten Aufschlüsse in französischen und englischen Büchern und Journalen suchen müssen. Jetzt scheint es, daß wir auch

die Nachrichten über unsere literarischen und wissenschaftlichen Autoritäten in fremden Sprachen werden lesen müssen. Aus dem kürzlich von Armand Saintes über die Philosophie Spinoza's und ihre Fortsetzung in Deutschland veröffentlichten Werke erfahren wir zum ersten Male Schelling's Vorhaben über die Publikation seiner Werke. Aus einem dort angeführten Briefe Neander's sind nämlich folgende Bücher von Schelling zu erwarten, welche die Darstellung seines neuen Systems vollständig enthalten sollen. 1) Die Einleitung in Form einer Geschichte der Philosophie seit Descartes; 2) positive Philosophie; 3) Philosophie der Offenbarung; 4) Philosophie der Mythologie; und 5) Naturphilosophie. Das erste dieser Werke ist bereits ganz vollendet, doch soll es nur mit den folgenden dreien zusammen veröffentlicht werden; das fünfte soll erst nach Schelling's Tod erscheinen. Diese Aufschlüsse über Schelling's Thätigkeit erhält man in Berlin aus einem in Paris erschienenen Buche. Der große Philosoph, der gegen seine Hypochondrie den Sprudel in Carlsbad zu Hülfe zu rufen denkt, scheint wenig Vertrauen zu den Berlinern zu haben. Diejenigen, welche Schelling nicht persönlich kennen, erinnern wir an die kleine Silhouette, welche Kewal von ihm gab. „Nuch einen kleinen Mann bemerkte ich oft,“ heißt es in dessen Panorama von München, „gewöhnlich im braunen Ueberrocte, ein Band im Knopfloche, runden Hut, die Hände auf dem Rücken, einen Regenschirm haltend. Es lag nichts Ueberraschendes in der Erscheinung und doch etwas Anziehendes. Ich hatte mir den Mann oft angesehen, ohne zu wissen, warum, und mir so sein Bild tief eingepägt. Unter einer mäßigen Stirn, von dünnem, grauem Haar umsäumt, zwei kleine graue Augen von matten Ausdrücke; doch lag Poesie in dem Blicke und dieß verrieth den Dichter mehr, als die Stirn den Denker verrathen hätte. Eine kleine, dünne Nase, die man seit undenklichen Zeiten à la Roxolane zu nennen pflegt, d. h. die Spitze etwas nach oben gekehrt, wie sie das Profil von Sokrates und Pitt auszeichnete. Neben dieser Nase, auf der Wange, eine Warze. Der Raum zwischen Nase und Mund breit, und dieser weit, schön gezogen, dabei weniger thierisch, als berecht erscheinend, das Kinn endlich kurz, etwas hervorstehend. Der Schritt dieses Mannes fest auftretend, sehr gleichmäßig. Dieß ist Schelling, der in seinen Vorlesungen keinen Berliner hospitiren lassen will, Jacobi öffentlich auf dem Katheder einen Imbecile schalt und Hegel's Philosophie ein Mondkalb nannte.“

Theater = Notizen.

Dramentitel. — Der letzte König. — Schebest, Fra Diavolo und David Strauß. — Dem. Rachel in Brüssel. — Ein Vers zu 8 Francs. — Gaunerei à la Lilliput.

Wenn man das Gedränge von neuen Stücken sieht, mit welchen der letzte Messkatalog vollgestopft ist, so sollte man glauben, ein neues dramatisches Jahrhundert sei für Deutschland angebrochen, und unsre Dichter haben nicht bloß unsre Bühne, sondern alle Theater von ganz Europa zu versehen. Und welche Titel! Wenn unsre deutschen Regisseure nicht gar so lesefaul und zähe wären, — hier müßten sie anbeißen. Da ist z. B. bei Brockhaus ein Drama erschienen: Der letzte König! Das ist ein Bissen, Ihr casselustigen Directoren, der zieht! Republikaner und Royalisten, Constitutionelle und Absolutisten, — wenn Ihr ihnen den letzten König beim Lampenlichte zeigt, so müßt Ihr Wachen vor die Thür stellen, um den Andrang zu hemmen. Wie er nur aussehen mag, der arme Mann? fragt man unter einander. Bleich mit sceptermüden Händen und gramgebleichtem Gesicht oder mit neronisch funkeln den Augen? Oder wirft er selbst die Krone vom Haupte und springt hinab von seiner Höhe, um ein Gleicher zu sein mit Gleichen?

Der rheinischen Journale machen einen gewaltigen Lärm, weil die Schebest in Aachen den Fra Diavolo gesungen „und dabei mit der Borgnette in die Logen hineinsah.“ Seit wann sind denn die Rheinländer so prübe? Während die Schebest in Aachen spielte, blieb David Strauß in Cöln. Hätte es den rheinischen Zeitungen nicht besser angestanden, wenn sie aus Rücksicht für einen gefeierten Schriftsteller, der als Gast unter ihnen weilte, auf einige bosshafte Bemerkungen verzichtet hätten.

Die Rachel ist von London zurück, wo sie dies Mal nicht die reiche Erndte gemacht hat, welche sie erwartete. Um so zufriedener kann sie mit Brüssel sein, wo sie bei erhöhten Preisen spielte. In jeder Vorstellung eine Einnahme von 2000 Thalern! Ein lustiger Kopf hat ausgerechnet, daß jeder Vers in den Horaces der Rachel per Vorstellung 8 Francs eintrug, darunter findet sich auch ein Vers, der aus einem einzigen *helas!* besteht.

Einer neuen Art Diebstahl geben die französischen Theater das Leben. Bei außergewöhnlichen Vorstellungen wird die Casse bekanntlich schon vom frühen Morgen an belagert und die Spätkommenden kaufen Leuten, die hieraus eine Industrie machen, entweder ihren Platz ab, um selbst sich dahin zu pflanzen, oder, was noch häufiger der Fall ist, sie werfen ihnen das Geld zu, um einen Platz für Loge oder Sperrsiß nehmen zu lassen. Dadurch ergibt sich nun eine Art Gaunerei, die à la Lilliput genannt wird. Man wirft einem

solchen Plaghalter 20 Francs zu, um zwei Billete zu kaufen und giebt genau auf ihn Acht. Wirklich sieht man ihn alle Anstrengungen machen, um zur Cassé vorzubringen, und auch dabei läßt man ihn noch nicht aus den Augen. Und doch ist er plögl. verschwunden. Er hat sich nämlich unmerklich immer mehr und mehr gebückt, bis er endlich mit dem Kopf untertaucht, und nun durch die Beine der übrigen Menge durchschlüpft. Einige Uhren und Börsen, die er auf diesem Wege findet, verschmäht er natürlich nicht. Und seid Ihr so glücklich, ihn am andern Morgen zu treffen, so bedauert er unendlich, gestern, nachdem es ihm gelungen die Billete zu kaufen, Euch trotz allen Suchens nicht getroffen zu haben. Es hat ihn dieß Suchen zwei Stunden Zeit gekostet und er hält den Hut hin und bittet um Entschädigung.

Bauernfeld's neuestes Lustspiel.

Hat Bauernfeld seinen Einfluß auf das Burgtheater in dem Grade verloren, daß er ein neues Stück nicht früher, als in der Mitte des Juni, d. h. in der unglücklichsten Theaterzeit, kurz vor Eintreten der Ferien, wo ganz Wien auf dem Lande ist, zur Aufführung bringen konnte? War Deinhardstein ein freundlicherer Gönner der Bauernfeld'schen Lustspiele, als Holbein? Der Titel, welchen das Stück führt, „Industrie und Herz,“ ist eben auch nicht glücklich. „Herz und Welt,“ „Industrie und Herz,“ — das sieht einander so ähnlich! Der Inhalt? Wir wollen ihn nicht erzählen: der Leser würde sagen: das ist ja ein alter Bekannter. Dinehin besteht der Reiz der Bauernfeld'schen Stücke nur im Dialog, und im Interesse des Verfassers mögen wir das Skizlett nicht ohne das Fleisch zeigen. Die Wiener Journale berichten, man habe Herrn Bauernfeld mehrere Male hervorgerufen. — . — . Einer unserer Freunde schreibt uns aus Wien: „Holbein ist nicht sehr beliebt, weder beim Publikum noch bei den Schauspielern. Zwar ist sein Streben nach heilsamen Reformen, besonders hinsichtlich des Finanziellen, höchst rühmlich; allein dies reicht für seine Stellung nicht aus: es bedarf hier einer geistreichen, gewandten, lebensvollen Auffassung des Zwecks und der dargebotenen Mittel. Bis jetzt haben nur zwei Stücke unter seiner Leitung gefallen: „das Glas Wasser“ und „der Sohn der Wildniß.“ — Es scheint, als ob unser Freund jener Vorstellung, in welcher Bauernfeld dreimal hervorgerufen wurde, nicht beigewohnt habe. — . — .

Die österreichischen Lottospieler.

In Oesterreich, wo die kleine Lotterie oder das sogenannte Zahlen-Lotto noch gäng und gäbe ist, wird damit so mancher Volksaberglaube genährt, den zu belauschen nicht ohne Interesse ist. Um im Traume die Zahlen und deren Combinationen zu Amben, Lernen u. s. w. zu sehen, welche herauskommen, vergiftet man nie, ehe man einschläft, den kleinen Finger der linken Hand in die rechte zu legen. Um aber aus der Menge Zahlen, die man alsdann im Traume sieht, den rechten Treffer herauszufinden, verfährt man folgendermaßen: Man sucht sich die Nummern in's Gedächtniß zurückzurufen, die am stärksten erschienen, und schreibt diese auf kleine Papierstreifen, die man mit der Schrift nach dem Boden in eine Holzschachtel legt; dazu sperrt man eine Abends gefangene Spinne; denn Abendspinn' bringt Gewinn. Nach 24 Stunden nimmt man nun die Schachtel wieder zur Hand und diejenigen Papierchen, welche durch die Spinne umgedreht worden sind, enthalten die Nummern, auf welche man setzen muß, denn diese kommen ganz gewiß heraus. Nur muß man noch die geheimnißvolle Kunst der Combination zu Amben, Lernen &c. verstehen. Der gemeine Mann glaubt hieran so fest, daß, wenn eine so gewählte Nummer dennoch nicht gewinnt, er revolutionair genug ist, die Regierung eines Betrugs zu beschuldigen, indem er sagt: „man hat die Nummern, weil sie, als sehr stark besetzt, ungeheure Summen gewonnen hätten, gar nicht in's Rad gethan.“

Die Gerants der französischen Journale.

Der Titel Gerant klingt in Deutschland sehr vornehm; in Frankreich zwinkert man dabei mit den Augen. Die Gazette de France z. B. ist in diesem Monat in der Person ihres Gerant zu einem Jahr Gefängnißstrafe und 12000 Francs Geldbuße verurtheilt worden; wer ist nun dieser Gerant? Sein Name ist Paul Aubry; sein Stand ist — — Tagelöhner und Austräger des Journals, bei welchem er als Gerant fungirt. Derselbe ist in diesem Doppelamte der Nachfolger seines Vaters, Aubry Foucault, der bereits früher in Folge eines ähnlichen Proceßes eingestekt wurde und seine Strafe noch nicht abgessen hat.

Ein Gedicht von Penau.

Penau, der in letzter Zeit ziemlich still geworden, hat in Frankl's Sonntagsblättern ein kleines Gedicht „der Räuber im Bafony“ drucken lassen, welches in einer einzigen Pointe die tiefste Wunde unserer gesellschaftlichen Zustände, den ganzen Kampf der Armen gegen die Besitzenden, aus welchem der Communismus und der Chartismus hervorgewachsen, trifft. Wir theilen es hier mit:

Der Eichenwalb im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Heerde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Räuber steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil.
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Heerd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke in's Genick,
Und lautlos sinkt der Sichelmaß
Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm.

Officielle Kritik in Berlin.

Die fatale Stellung, in welche der Kunsthistoriker Franz Kugler in neuester Zeit gerathen ist, kommt einzig und allein aus der Vernachlässigung der alten Regel: Erst freie die Tochter, dann werbe beim Vater. Franz Kugler hat zuerst beim Vater geworben und hat nun von der Tochter einen Korb bekommen. Es wird Jedem, der die werthvollen Schriften Kugler's kennt, unangenehm berühren, daß der Senat der Kunstakademie ihm die Aufnahme verweigerte; und dennoch muß man diesem Schritte der Akademie allgemeinen Bei-

fall zuklatschen. Sonderbare Verhältnisse in Berlin! Auf der einen Seite soll eine Gerichtsbehörde darüber urtheilen, was in Hoffmann von Fallersleben's Gebichten in die Reihe der Poesie gehört und was nicht; auf der andern Seite ereilt die politische Behörde Mitglieder von Kunstakademien! Man hat in neuester Zeit viel von der Redactionsveränderung des Cotta'schen Literatur- und Kunstblattes gesprochen. Herr von Cotta hätte nur die beiden Institute nach Berlin verlegen dürfen: die Behörden hätten sie vielleicht gratis redigirt.

Wie man die Kinder erzieht.

Wir wollen ein wenig von der Erziehung der Kinder sprechen — sagt Alphons Karr. Man schließt etwa sechzig Knaben in einem Zimmer ein; man hält sie ab, Ball und Reifen zu spielen, was ihrem Alter angemessene Spiele sind, damit sie sich eine classische Bildung erwerben, etwas, was dem reifen Mannesalter zur Erholung dient.

So läßt man sie acht Jahre in Langeweile, Verdruß, Thränen und Entbehrungen hinbringen, — damit sie eine Sprache lernen, die kein Mensch auf Gottes weiter Erde spricht. Der Zweck dieser Erziehung und das Resultat dieser acht traurigen Arbeitsjahre ist, — daß man in einem Alter von zwanzig Jahren eine geringere Geschicklichkeit in dieser Sprache besitzt, als ein junger Römerknabe von sechs Jahren. Man hat es sonderbar gefunden, daß Cato im vorgerückteren Lebensalter sich einfallen ließ, Griechisch zu lernen. — Ich halte es für viel sonderbarer, daß man die arme Jugend zwingt, Lateinisch zu lernen. — Cato lernte Griechisch, weil er Lust hatte, es zu kennen, — und übrigens gab es damals noch Griechen. Die Erziehung beruht gänzlich in der Sprache; — man wird den Knaben belohnen, der die Ausschweifung in einem schönen Style schildern wird; derjenige dagegen, der in barbarischer Schreibart die edelsten und reinsten Gefinnungen ausdrücken würde, erhielt sicherlich eine Strafarbeit oder Arrest.

Man läßt die Jugend nichts als Schilderungen republikanischer Sitten und Tugenden übersehen; — man spricht ihnen acht Jahre lang nur von der Republik; man lehrt sie Brutus bewundern. Andreerseits — lehrt man sie nur schöne Prosa und Verse schreiben. Nachher sterben die Dichter vor Hunger in einer Dachkammer, und diejenigen, die allzurepublikanisch sind, sterben — auf der Gasse, oder im Kerker. Daher besteht auch das ganze Wesen dieser Knaben, wenn sie Männer geworden sind, nur in Worten.